

Joanna Martin



DEINE  
STIMME *Roman*  
IN MEINEN  
*Träumen*

## Die Autorin

Joanna Martin ist das Pseudonym der Journalistin Elke Reinauer. Sie träumte schon als Kind von Kanada und lebte nach mehreren Kanada-Urlaubeu zwei Jahre im Yukon, wo sie kreatives Schreiben und Englisch am College studierte und Inspiration für ihren Roman fand. Inzwischen lebt sie wieder im Schwarzwald, arbeitet als Journalistin, Dozentin und Autorin.

## Das Buch

Ein Stapel Liebesbriefe aus dem Nachlass ihrer Großmutter bewegt Christine zu einer Reise nach Kanada, auf der sie nicht nur ihre eigene Vergangenheit erkundet, sondern auch wichtige Weichen für die Zukunft stellt.

Nach ihrem Tod hinterlässt Christines Großmutter Elisabeth ihr einen Stapel Liebesbriefe mit dem Wunsch, diese zu ihrer großen Liebe Wilhelm in Montreal, Kanada zu bringen. Also lässt Christine ihren Freund Stefan und ein gutes Jobangebot in Süddeutschland zurück und macht sich auf die Reise, obwohl sie sobald wie möglich in ihr altes Leben zurückkehren will. In Montreal trifft sie auf Wilhelms Enkel Robert und erfährt, dass Wilhelm verstorben und in Vancouver begraben ist. Da Robert Maler ist und bald eine Kunstaussstellung dort hat, beschließen sie, einen Roadtrip dorthin zu unternehmen. Währenddessen lesen sie sich gegenseitig Elisabeths Liebesbriefe an Wilhelm vor und freunden sich an. Robert erzählt von Wilhelms Blockhütte im Yukon. Dort hat er die letzten Sommer seines Lebens verbracht. Inspiriert von Roberts Erzählungen, beschließen sie, dort Station zu machen.

Christines Freund Stefan ist alles andere als begeistert von ihren Reiseplänen. Er fliegt ihr nach und stellt sie vor eine Entscheidung ...

Mehr zur Autorin finden Sie auf  
[www.elkereinauer.de](http://www.elkereinauer.de) und  
<https://www.facebook.com/elke.reinauer>  
<http://www.feuerwerkeverlag.de/unsere-autoren/Joanna-martin/>

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:  
[www.feuerwerkeverlag.de/newsletter](http://www.feuerwerkeverlag.de/newsletter)

Originalausgabe November 2018  
© FeuerWerke Verlag, alle Rechte vorbehalten  
Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk  
Herstellung: Books on Demand GmbH  
Printed in Europe  
Umschlaggestaltung: Steffi Raubach  
ISBN: 978-3-945362-47-1

Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit realen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt. Alle Texte und Bilder dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.

Deine Stimme in meinen  
Träumen

**XXL-Leseprobe**

## Eins

Angekommen, endlich angekommen! Doch das ersehnte, wohlige Gefühl wollte sich nicht einstellen.

Stattdessen fühlte sich Christine wie in einem Wartesaal, nicht wie an der Endstation, die sie sich so sehr gewünscht hatte.

Nichts. Ihr Magen zog sich zusammen und sie tigerte in ihrer neuen Wohnung umher. Griff in den Koffer, der aufgeklappt auf dem Bett lag, und machte einen halbherzigen Versuch, ihre Kleidungsstücke zu sortieren. Sie verspürte wenig Lust dazu. Zwanzig Umzugskartons verteilten sich auf die kleine Dachgeschosswohnung, in die sie gestern eingezogen war. Die Küchenzeile mit Frühstückstheke gab dem Appartement etwas Amerikanisches. Christine hatte lederne Barhocker besorgt, auf denen sie morgens ihren Kaffee trinken konnte.

Ihr Handy vibrierte. Stefan? Christines Herz machte einen Satz, und sie stürzte ins Schlafzimmer, wo ihr Handy auf dem Bett lag. Aber es war nur eine E-Mail. Stefan musste doch seit zwei Stunden Feierabend haben, warum meldete er sich nicht?

Christine bahnte sich wieder einen Weg zwischen den Umzugskartons hindurch in die Wohnküche und drehte den Wasserhahn auf, trank einen Schluck. Sie musste noch einkaufen, der Kühlschrank war leer, doch im Moment hatte sie keinen Hunger. Sie betrachtete ihre neue Bleibe, die wenigen Möbel, die sie aus Stuttgart mitgebracht hatte: das rote Schlafsofa, das schon einige Umzüge mitgemacht hatte, den dunklen Schreibtisch, den sie erstmal unter die Dachschräge geschoben hatte, ihren klapprigen Ikea-Esstisch, der noch in Einzelteilen auf einem Karton lag.

Nun wohnte sie also wieder in Schutzingen, in der Stadt, in die sie nie wieder hatte zurückkehren wollen. Weil sie ihren Heimatort provinziell und kleingeistig gefunden hatte. Aber seit sie Stefan kennengelernt hatte, sah das anders aus. Er war so erfrischend anders als ihre Freunde

zuvor, die ganzen Literaten, Musiker, Künstler. Stefan leitete ein gut laufendes Küchenstudio. Sie war so dankbar für diesen Mann, auf den sie sich verlassen konnte.

Warum nur hatte er sich noch nicht gemeldet?

Auf der Frühstückstheke lag ihr schwarzes Notizbuch. Aufgeschlagen. Christine griff danach. Das Wort *Ankunft* sprang ihr ins Auge, bevor sie es schnell zuschlug. Sie wollte ihr Gedicht vom Morgen nicht lesen, lieber eine Nachricht von Stefan. Warum schrieb er nicht?

Sie sollte auspacken, sich einrichten, wenigstens ein bisschen, doch ihre Unruhe trieb sie dazu, sich ihre Jacke anzuziehen, die Türe hinter sich zuzuziehen und die blitzblank gewischte Treppe hinunterzusteigen. Hier nahm man wohl die Kehrwoche noch genauer als in Stuttgart. In dem Haus befanden sich noch zwei weitere Wohnungen, es lag in einer ruhigen Straße, die von Mehrfamilienhäusern mit gepflegten Vorgärten gesäumt war.

In Schutzingen hatte sich nicht viel verändert, stellte Christine fest. Ihre Straße lag in der Nähe ihrer früheren Grundschule. Es war ruhig, ein paar Kinder fuhren auf dem Gehweg mit Fahrrädern hin und her und blickten ihr neugierig entgegen. Die frühlingssmilde Luft war angenehm.

Eine Frau, die gerade in ihr Auto stieg, das in der Einfahrt geparkt stand, grüßte, als würde sie Christine kennen. Auch etwas, das anders war als in der Großstadt.

Wenn ihr jemand vor einem Jahr erzählt hätte, dass sie bald wieder hier leben würde, hätte Christine nur gelacht. In diesem Kaff! Aber Stefan war es wert. Sie hatte ihn in Stuttgart kennengelernt und dann stellte sich heraus, dass er in Schutzingen aufgewachsen war, genau wie sie. Aufgefallen waren sie sich damals nie, obwohl er nur ein Jahr älter war und auf dem Gymnasium die Klasse über ihr besucht hatte. Auch er hatte sich oft nach der Schule Süßigkeiten beim Bäcker an der Ecke gekauft. Sie lachten über diese merkwürdigen Zufälle und den Gedanken, dass sie als Elfjährige nebeneinander vor der Bäckerstheke gestanden hatten, ohne dass sie sich aufgefallen wären.

Christine hatte näher bei Stefan sein wollen, ihn nicht nur an den Wochenenden sehen. Und da gab es noch ihre Großmutter, die hier im Altersheim lebte. Christine hatte ihrer Oma zwar erzählt, dass sie

wieder nach Hause ziehen würde, aber das würde Elisabeth mittlerweile längst vergessen haben. Geduldig würde Christine es ihr noch einmal erzählen und dabei ihre Hand halten. Die Gegend beschreiben, in der sie lebte, und der Großmutter versichern, dass sie sie öfter besuchen käme.

Entschlossen lenkte Christine jetzt ihren Schritt in Richtung Altenheim. Der Marktplatz weckte Erinnerungen an ihre Jugendzeit, als sie sich oft ein Eis im Café gegenüber des Brunnens geholt hatte. Ihre Absätze klackten auf dem Kopfsteinpflaster. Sie könnte sich eine Kugel holen, Melone hatte sie immer besonders gern gemocht. Doch ein Blick in die Auslage verriet, dass das Café zu hatte. Auch die anderen Geschäfte hatten schon geschlossen.

Ein paar Jugendliche lungerten auf dem Rand des trockengelegten Brunnens herum und ließen Musik auf ihren Handys laufen. Die Frauenstatue mit dem Schirm in der Hand wartete wohl auf den Sommer, wenn das Wasser sich plätschernd ins Becken ergießen würde.

Kurz dachte Christine daran, spontan bei Stefan im Küchenstudio vorbeizuschauen, dann verwarf sie den Gedanken wieder. Stefan mochte keine Überraschungsbesuche, ihre Großmutter dagegen würde sich darüber freuen.

Christine könnte ihr ein Märchen vorlesen, das mochte Elisabeth gerne. Sie lauschte dann mit geschlossenen Augen und lächelte verträumt. Ihre Großmutter sagte ihr manchmal, dass ihr ihre Stimme gefiele - und Christine wunderte sich, denn sie fand ihre Stimme eher etwas zu leise und flach.

Als sie am Gebäude der Volksbank vorbeispazierte, fragte sie sich, ob sie bald hier arbeiten würde. Christine hatte sich vor Wochen beworben, aber noch keine Antwort erhalten. War sie mit ihren Referenzen von der Stuttgarter Bank nicht gut genug? Andererseits genoss Christine gerade die Freiheit, nicht gleich wieder in die Welt der Zahlen zurückzumüssen. Sie mochte ihren Beruf, auch wenn er nicht besonders aufregend war. Sie konnte gut mit Zahlen umgehen, darin lag ihre Stärke.

In der Straße zum Altenheim fiel Christine ein Irish Pub auf, der neu sein musste. Früher war hier eine Bäckerei gewesen, erinnerte sich. Ein

gelbes Plakat im Fenster ließ sie innehalten: Open Mic-Nacht. Wie sowas in Schutzungen wohl ablief? Hier könnte sie vielleicht einmal mit Stefan hingehen. Was er wohl davon hielt? Stefan wusste nicht, dass sie Gedichte schrieb. Christine hatte sich bisher nicht getraut, es ihm zu erzählen. Er war so bodenständig und realistisch, sie hatte Angst, dass er mit Gedichten nichts anfangen konnte.

Durch die Scheiben sah Christine eine kleine beleuchtete Bühne im hinteren Teil der Kneipe. Stühle wurden vor der Bühne aufgereiht und ein Techniker baute gerade ein Mikrofon auf.

Auf einmal kamen Bilder einer Erinnerung auf. Das Mikro trug sie zurück zu jenem Moment, als sie das letzte Mal auf einer Bühne gestanden hatte.

*Scheinwerferlicht blendet sie. Sie sieht das Publikum nicht, kann es aber spüren, sie hört die Leute murmeln, husten.*

*Schweißperlen bilden sich auf ihrer Stirn, während sie sich an ihr dünnes Notizheft klammert. Als sie den Mund öffnet, kommt nur ein Krächzen heraus. Sie versucht, ruhig zu atmen, dennoch liest sie stockend wie eine Grundschülerin. Ihre Stimme zittert wie ihre Hände. Sie hofft, dass es bald zu Ende ist. Irgendwie stolpert sie mit ihrer Stimme durch die Gedichte – der dünne, höfliche Applaus am Ende klingt wie Hohngelächter in ihren Ohren.*

Das Klingeln ihres Handys holte Christine zurück ins Hier und Jetzt. Sie stand immer noch vor dem Irish Pub und starrte in den Gasträum.

„Hallo, mein Schatz!“ Stefans Stimme. Endlich! Am liebsten hätte sie ihm gesagt, dass er sie aus einer dunklen Erinnerung gerettet hatte.

„Sorry, Chrissi. Du glaubst nicht, was hier los war. Ich bin zu nichts gekommen, und dann hatten wir um fünf vor eins noch Kunden, die eine ausführliche Beratung wollten ...“ Stefan seufzte. „Aber jetzt gehöre ich ganz dir! Der Sekt steht schon kalt. Ich bin bereit, kommst du vorbei?“

Er wollte mit ihr ihre Ankunft feiern, hatte alles vorbereitet und sie hatte sich Sorgen gemacht, warum er nicht anrief. Christines Herz pochte, sie strahlte.

„Ich komme gern, ich freu mich so, Stefan.“ Dann stockte sie. Es war zwei Wochen her, seit sie ihre Großmutter zuletzt besucht hatte.



Andererseits war morgen auch noch Zeit. Stefan wartete auf sie, ihr wurde ganz warm.

„Ich bin schon unterwegs“, sagte sie.

„Super. Ich warte auf dich!“

Sie hauchte einen Kuss ins Telefon und legte auf.

Fünf Minuten später stürmte sie die Treppen hinauf - Stefans Wohnung lag über dem Küchenstudio seiner Eltern. Er stand in der offenen Wohnungstür, trug sein blaues Hemd und die Krawatte von der Arbeit. Christine flog ihm entgegen, fiel ihm um den Hals.

„Hey, da freut sich aber jemand, mich zu sehen!“ Er nahm sie in den Arm und küsste sie.

Eine Mischung aus herbem Rasierwasser und Sprühstärke umschloss sie, und Christine atmete seinen Duft tief ein. Sie sah Stefan an, als hätte sie ihn seit einer Ewigkeit nicht gesehen. Seine blauen Augen strahlten hinter der Brille hervor, und er zeigte seine Grübchen, als er lächelte. Das dunkelblonde Haar war mit Gel in Form gebracht.

Er küsste sie sanft. „Wie schön, dass du jetzt hier bist“, sagte er warm und drückte sie noch einmal an sich. „Komm doch rein, Chrissi.“

Sie folgte ihm durch den Flur in das Wohnzimmer.

Teure, helle Holzmöbel und ein blitzblanker Parkettboden - man hätte davon essen können.

Stefans Wohnung war immer aufgeräumt, nichts stand herum, sein Couchtisch war leer und die Glasplatte darauf blitzblank. Christine hätte meinen können, sie befände sich in einem Möbelkatalog. Sie liebte seine Ordnung - und versuchte, ihren Hang zum Chaos vor ihm zu verbergen. Immer, wenn sie bei ihm war, legte sie ihre Kleidungsstücke ordentlich zusammen und achtete darauf, nichts herumliegen zu lassen.

Sie wollte ihm gerade gestehen, wie sehr sie ihn vermisst hatte, da sagte er: „Du hast Tinte auf deiner Stirn.“

„Oh?“ Das musste von ihrer kleinen Gedichtsession stammen, aber wie kam nur die Tinte immer an diese unmöglichen Stellen? Christine wurde rot.

„Warte.“ In spielerisch übertriebener Geste befeuchtete er seinen Daumen mit Spucke und wollte damit den Fleck von ihrer Haut reiben.

„Stopp!“, kreischte sie lachend, aber er war schneller, und sie ließ es zu.

„Was machst du nur für Sachen, Chrissi?“ Er küsste sie auf die Stirn, dann auf die Wange und auf den Mund. In diesem Augenblick wusste Christine, dass er sie genauso sehr vermisst hatte wie sie ihn.

Dann verschwand er in die Küche, rief durch die offene Tür zu ihr zurück: „Wie geht es deiner Großmutter?“

„Gut, denke ich.“ Christine setzte sich auf die braune Ledercouch.

„Du hast sie noch nicht besucht?“ Stefan kam mit einer Flasche Sekt und zwei Gläsern herein.

Christine schüttelte den Kopf und hatte sofort ein schlechtes Gewissen.

„Morgen.“

„Dabei bist du doch extra wegen ihr nach Schutzingen gezogen. Ich dachte, dein erster Gang führt dich sicher zu ihr.“

Jetzt breitete sich das unguete Gefühl weiter in ihrer Brust aus. „Ich war so erschöpft von dem ganzen Umzug gestern“, sagte sie nur.

„Na klar.“

„Ab jetzt haben wir endlich mehr Zeit füreinander, nicht nur an den Wochenenden.“ Christine beobachtete, wie Stefan die Flasche Sekt elegant entkorkte, einschenkte und dann die Gläser zu ihr brachte.

„Jetzt komm erst mal in Ruhe an, Chrissi, pack aus, leb dich ein ... Und lass uns feiern!“ Er drückte ihr ein Glas in die Hand. „Willkommen zurück in der Heimat, Chrissi. Auf dein neues Leben.“ Sein Glas klirrte gegen das ihre.

„Auf mein neues Leben“, sagte sie und nahm einen Schluck. Sie schielte zu Stefan und fragte sich, warum sie das Gefühl nicht loswurde, immer noch in einem Wartesaal zu sitzen.

## Zwei

Als Christine am nächsten Morgen in Stefans Badezimmer stand und sich im Spiegel betrachtete, blickten ihr müde, braune Augen entgegen. Ihr hellbraunes Haar wirr von der Nacht, es ließ sich nur schwer bändigen, war dick und wellig. Sie sah immer noch den Schatten des Tintenflecks auf ihrer Stirn. Als Kind hatte sie immer mit Tinte bekleckerte Finger gehabt, hatte sie abends mit der Bürste geschrubbt. Wie sehr sie Tinte liebte, wie sehr sie ihr Notizbuch jetzt gebraucht hätte!

Christine beschloss, einen Kaffee zu trinken und dann nach Hause zu gehen, um zu schreiben, und später ihre Großmutter zu besuchen - aber erst einmal musste sie weiter auspacken. Stefan war schon bei der Arbeit. Er hatte einen Brunch mit Geschäftspartnern und seinen Eltern und war offenbar gegangen, während sie noch geschlafen hatte. Christine hatte die Kohlers noch nicht kennengelernt, obwohl sie seit einem Jahr mit Stefan zusammen war. Heute sei kein guter Zeitpunkt, hatte er gemeint.

Christine ging in die Küche und setzte die Kaffeemaschine in Gang. Ihr Handy klingelte und schreckte sie aus ihren Gedanken auf. Sie war sicher, dass es Stefan sein musste, der ihr sagen wollte, wie sehr er sie vermisste. „Hallo?“, meldete sie sich lächelnd.

„Frau Neumann?“ Eine ihr unbekannte Stimme.

„Ja? Wer ist da?“

„Schuster vom Paul-Kübler-Heim. Ich habe schon den ganzen Morgen versucht, Sie zu erreichen. Ihre Großmutter ist letzte Nacht verstorben.“

„Was?“ Christine glaubte, sich verhört zu haben. Ihr wurde kalt. Nein, nein, das konnte nicht sein.

„Heute Morgen hat die Stationsschwester sie gefunden.“

„Was? Wie ist es passiert?“

„Sie ist friedlich eingeschlafen.“

„Aber ... ich wollte sie doch heute besuchen“, stammelte Christine mit Lippen, die wie taub waren.

„Frau Neumann, es tut mir leid. Bitte kommen Sie ins Heim. Ihre Mutter ist auch schon da.“

Die Kaffeetasse fiel Christine aus der Hand und zersprang auf dem Küchenboden. Sie stand da und starrte reglos auf den braunen Fleck, der sich rasend schnell auf den porzellanweißen Fliesen ausbreitete.

„Da bist du ja endlich!“

Ihre Mutter stürmte auf sie zu, griff nach ihrem Arm.

„Hallo Mutter“, murmelte Christine.

Angie trug eine weiße, mit Blumen bestickte Tunika. Der Ausdruck von Traurigkeit in ihrem bleichen Gesicht machte es für Christine umso wirklicher.

„Oma ist gestorben“, stammelte sie.

Als Angie sie in den Arm nahm und drückte, stieg Christine der vertraute Duft nach Sandelholz und Marihuana in die Nase.

„Ich hab versucht, dich anzurufen“, sagte Angie, nachdem sie Christine losgelassen hatte.

Diese wich ein Stück zurück. „Ich hatte mein Handy nicht gehört. Eigentlich wollte ich Oma heute noch besuchen, also, gestern auch schon ...“ Christine stockte. Hätte sie doch nicht kehrtgemacht, sondern wäre zu ihrer Oma gegangen!

Angie drückte wieder ihren Arm.

„Was ist denn bloß passiert? Vor zwei Wochen sah sie noch so fit aus.“

„Sie ist einfach eingeschlafen, es war ihre Zeit.“ Ihre Mutter reichte ihr ein Papiertaschentuch. „Komm, setz dich erst mal hin.“ Angie zog sie zu einem Sessel.

Christine ließ sich wie in Zeitlupe hineinsinken. Tränen rannen ihr über die Wangen, sie schluchzte und presste sich das Taschentuch vor den Mund. „Ich konnte mich nicht einmal verabschieden“, wimmerte sie.

„Dabei wollte ich sie doch noch besuchen, wie hätte ich denn ahnen können, dass sie gerade jetzt stirbt!“

Angie ging vor ihr in die Hocke und nahm Christines Hände in ihre.

„Weißt du, ich habe letzte Nacht davon geträumt, sie ist mir im Traum erschienen, wie ein Engel. Es war Zeit für sie, zu gehen. Sie hat ihre

Aufgabe auf Erden erfüllt. Ich habe in meinem Traum ein weißes Licht gesehen, und als sie mich anriefen, wusste ich es schon.“

Christine zog ihre Hände weg. Wie konnte ihre Mutter nur so ruhig sein? Sie wischte ihre Tränen weg und fuhr sie an: „Was weißt du schon! Wann hast du sie das letzte Mal besucht, Angie?“ Wieder übermannte sie ein Schluchzen und sie vergrub den Kopf in den Händen. War ja klar, dass Angie mit ihrem esoterischen Gelaber kam und mal wieder kein Feingefühl besaß.

„Wenn du mich brauchst, ich bin in Omas Zimmer.“ Angie stand auf. Christine saß einfach da und weinte vor sich hin. Nach einer Weile fasste sie sich und schleppte sich über den Gang, den sie schon so oft hinuntergegangen war, in Richtung des Zimmers ihrer Großmutter. Die Tür war nur angelehnt, und Christine hörte das Rascheln von Plastiksäcken. Sie betrat den Raum und sah, dass Angie gerade den Kleiderschrank ausräumte.

Die großen Fenster schufen eine freundliche Atmosphäre. Elisabeth hatte gerne an einem von ihnen gesessen und hinausgesehen. Christine warf einen Blick auf das Bett. Die Decke lag ordentlich zusammengefaltet da, es sah aus, als habe ihre Großmutter nie darin geschlafen. In diesem Bett war sie also gestorben. Und Christine hatte nicht bei ihr sein und ihre Hand halten können. Sie wollte sich auf das Bett werfen und nach Spuren ihrer Oma suchen.

Wie hatte sie einfach so fortgehen können, von heute auf morgen? Es hatte keine Anzeichen gegeben. Ja, sie war leicht dement gewesen, aber körperlich noch fit.

Die rosa Strickjacke, die ihre Großmutter jeden Tag getragen hatte, hing über dem Stuhl. Christine griff danach und vergrub ihr Gesicht darin: Nivea-Seife und Lavendel.

„Ich habe schon einmal angefangen, Omas Sachen einzupacken“, sagte Angie. „Sie brauchen das Zimmer, weißt du?“

Christine nickte nur und hielt sich weiter an der Strickjacke fest. Sie wollte Angie nicht beim Packen zusehen, stattdessen trat sie ans Fenster und schaute hinaus in den Innenhof des Altersheimes, in dem Holzbänke und Tische unter gelben Sonnenschirmen standen. Die Schirme waren geschlossen, da es grau und regnerisch war. Dort hatte Christine vor zwei Wochen mit ihrer Großmutter gesessen. Es war ein

schöner Vorfrühlingstag gewesen. Sie hatten sich ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte geteilt und Christine hatte von ihren Plänen erzählt.

„In zwei Wochen ziehe ich nach Schutzingen, dann komme ich dich öfter besuchen, Oma“, hatte sie gesagt.

Ihre Großmutter nickte nur und sah sie nicht wirklich an. Ihre blauen Augen, die trüb wirkten, blickten in die Ferne. Sie umklammerte ihre Gabel.

„Ich fange ein neues Leben an, Oma, in der Heimat. Ich sehe dann auch öfter nach dem Haus. Und nach deinem Obstgarten.“

Das letzte Wort brachte einen Funken Leben zurück in den Blick der Großmutter. „Unser Obstgarten“, sagte sie leise und lächelte verträumt.

„Unser Apfelbaum.“

Liebe flatterte in Christine auf wie die Flügel eines Schmetterlings. Die Großmutter wirkte so zerbrechlich und so klein. Sie nahm sich vor, beim nächsten Besuch mit ihr in den Garten zu fahren. Mit ihr unter den Bäumen entlang zu spazieren, wenn sie einen guten Tag hatte. Vielleicht, wenn die Apfelbäume ihre zartrosa Blüten trugen.

Aber jetzt war es dafür zu spät. Tränen trübten Christines Sicht, sie konnte nicht aufhören, zu weinen. Sie fühlte sich, als würde sie fallen, in sich zusammenfallen.

Irgendwann raffte sie sich auf und rief Stefan an.

Aufgelöst sprach sie ihm auf die Mailbox, erzählte ihm, was passiert war. Die ganze Zeit hielt sie sich an der Jacke ihrer Großmutter fest wie an einem Rettungsring. Sie verließ das Heim und merkte erst jetzt, dass sie ihre eigene Jacke vergessen hatte. Die kühle Luft ließ sie zittern. Sie musste nicht lange auf Stefan warten, und als er vorfuhr, stürmte sie zu seinem Wagen und fiel ihm in die Arme.

## Drei

Ein Tag, den ihre Großmutter geliebt hätte, strahlend und hell. Der laue Frühlingswind raschelte durch die Äste der mächtigen Lindenbäume auf. Vögel sangen, lila und weiß blühte der Flieder an der Friedhofsmauer. Christine trug eine Sonnenbrille, die die Hälfte ihres Gesichtes verdeckte. Sie wusste nicht, wie sie die letzten drei Tage ohne Stefan überstanden hätte. Er hatte sich um sie gekümmert, ihr Tee gekocht und ihr seine Wohnung überlassen, während er arbeitete. Sie hatte apathisch auf seiner Couch gelegen, geweint und geschlafen. Konnte nichts essen und wollte nicht reden. Stefan verdiente wirklich Anerkennung für seine Fürsorge. Abends war er extra früher aus dem Küchenstudio gekommen und hatte neben ihr gesessen, ihre Hand gehalten und ihr etwas zu essen gebracht. Heute fühlte sie sich immerhin stark genug, um neben Angie vor der Friedhofskapelle zu stehen. Angie musste natürlich aus der Trauergemeinde herausstechen und trug ein weißes, weites Kleid aus Seide.

„Weiß ist in Indien die Farbe der Trauer“, hatte sie erklärt. Und hinzugefügt, dass sie einige Zeit dort verbracht habe, um Yoga zu lernen. Am liebsten wäre Christine allein gewesen, ohne ihre Mutter, ohne die vielen fremden Leute, die sich zur Beerdigung eingefunden hatten. Es hatte sie Kraft gekostet, die Beileidsbekundungen anzunehmen und höflich den typischen Smalltalk auszuhalten. Angie dagegen hatte jeden Trauergast liebevoll umarmt.

„Schade, dass du keine Rede hältst“, sagte sie nun.

„Wie kommst du darauf, dass ich eine Rede halten soll?“ Christine sah Angie genervt an. Das musste ja kommen - sie wappnete sich innerlich schon gegen mehr Sticheleien.

„Ich dachte, du würdest etwas beitragen. Früher hast du doch immer bei Familienfesten ein Gedicht vorgetragen.“ Ihre Mutter wusste, dass Christine panische Angst hatte, vor Menschen zu sprechen. Zu allem Übel hatte sie ihr vor Jahren einmal von ihrer misslungenen Poesie-Lesung erzählt.

„Das hier ist aber kein Fest, Angie“, entgegnete Christine nur müde und ließ den Blick schweifen, auf der Suche nach Stefan. Wo er nur blieb?

„Man sollte den Tod genauso feiern wie das Leben. Deine Oma würde sich sicher über eins von deinen Gedichten freuen. Die hat sie doch immer gern gehört.“

Christine wollte etwas erwidern, sich rechtfertigen, besann sich aber anders. Es würde nur im Streit enden, so wie jedes Mal, wenn Angie sie provozierte. Was wusste die Frau schon von ihren Gedichten? Damals war Christine ein Kind gewesen, unbeschwert. Jetzt fehlten ihr die richtigen Worte, um ihrer Trauer Ausdruck zu verleihen.

Sie folgten dem Pfarrer über den Kiesweg zum Familiengrab. Die Trauergäste versammelten sich vor dem schlichten, weißen Stein, auf dem in schwarzer Schrift die Namen von Christines Urgroßeltern und ihrem Großvater verzeichnet waren. Ein mächtiger Kastanienbaum wachte über dem Grab. Für einen Augenblick herrschte Stille. Der Pfarrer nickte Angie zu, dann reichte ein Friedhofsangestellter ihr eine große, weiße Leinentasche. Christine ahnte Schlimmes. In diesem Moment hörte sie Schritte hinter sich. Sie drehte sich um und sah Stefan, der in einem schwarzen Mantel auf sie zu eilte. Er hatte es doch noch geschafft! Nur leider im falschen Augenblick.

Angie brachte sich neben dem Grabstein in Position, eine Trommel in der Hand. „Bevor wir die Urne in die Erde lassen, möchte ich meiner Mutter gerne ein letztes Lied widmen“, sagte sie.

Christine senkte den Blick auf ihre schwarzen Schuhe, deren Absätze sich ins weiche Gras bohrten. Am liebsten wäre sie genauso tief im Boden versunken. Stefan nahm ihre Hand und drückte sie leicht.

Christine lächelte ihn dankbar an.

Bumm!

Christine zuckte zusammen.

Bumm!

Ein weiterer dumpfer Ton. Bumm! Angie trommelte, bewegte sich rhythmisch und stimmte ein heiseres Lied an, der an schlecht imitierte Indianergesänge in einem billigen Western erinnerte.



Christine schoss das Blut in den Kopf. Sie heftete den Blick wieder auf ihre Schuhspitzen. Sie wollte nicht hinsehen, geschweige denn hinhören, aber es führte kein Weg daran vorbei, hier konnte sie sich nicht wie damals als Kind die Ohren zuhalten. Christine wünschte, jemand würde ein Machtwort sprechen und Angie stoppen. Warum tat der Pfarrer nichts? War das denn christlich?

Christine warf Stefan einen Seitenblick zu. Falls er peinlich berührt war, zeigte er es nicht. Seine Miene war undeutbar.

Dann - ein letzter Aufschrei, ein letzter Trommelschlag, und es war vorbei. Christine atmete auf. Doch zu früh.

„Damit wir gemeinsam unsere Trauer bewältigen können, biete ich gegen eine kleine Spende eine Schwitzhütten-Zeremonie und anschließende Gesprächsrunde am Wochenende an. Kommt einfach auf mich zu.“ Angie lächelte in die Runde.

Christine hätte sich am liebsten auf ihre Mutter gestürzt und ihr eine gescheuert.

Aber der Pfarrer sprach bereits ein paar Bibelworte, und Christine zwang sich zur Fassung. Ein kurzer Moment der Stille folgte, dann wurde die Urne in die Erde gelassen.

Irgendwann war alles vorüber, und in Christine blieb das Gefühl zurück, noch nicht richtig Abschied genommen zu haben. Sie stand vor dem Grab, unruhig und müde zugleich. Was hätte sie darum gegeben, jetzt alleine zu sein! Aber Stefan kondolierte gerade, und sie wollte ihn um keinen Preis mit Angie alleine lassen, also hörte sie mit halbem Ohr zu.

„Mein herzliches Beileid, Frau Neumann.“

„Danke, dass du dich um meine Tochter kümmerst“, erwiderte Angie. Christine schoss erneut das Blut in den Kopf. Musste sie ihn gleich duzen?

„Das ist doch selbstverständlich, dass ich für Chrissi da bin“, sagte Stefan. Dann wandte er sich ab, um ein älteres Ehepaar zu begrüßen. Kunden aus dem Küchenstudio, nahm Christine an. Sie winkte ihm flüchtig zu und lief mit ihrer Mutter Richtung Parkplatz.

„Musste die Trommelei sein?“

„Ja. Damit die Seele deiner Großmutter in die Anders-Welt aufsteigen kann. Jemand musste das übernehmen und etwas für sie tun.“

Christine schüttelte den Kopf. Sie vergrub die Hände in den Taschen ihres schwarzen Mantels und ballte sie dort zu Fäusten.

„Oma hätte das nicht gewollt“, sagte sie, ohne Angie anzusehen.

„Was weißt du schon? Vielleicht nicht gewollt, aber ihre Seele hat es gebraucht.“

„So ein Blödsinn!“

„Lass uns jetzt nicht streiten.“

Christine ignorierte den Einwand. „Und warum duzt du Stefan ungefragt? Das geht ja mal gar nicht, du hast ihn heute zum ersten Mal gesehen. Das machst du nur, um mich zu ärgern.“

Angie blieb stehen und musterte Christine. „Es ist die Beerdigung deiner Großmutter, und alles, worum du dir Sorgen machst, ist, dass ich dich vor deinem Spießler-Freund blamiere?“

„Du machst Werbung für deine bescheuerte Schwitzhütte, das ist widerlich!“

Das Gesicht ihrer Mutter färbte sich rot. Sie schloss für einen Moment die Augen und atmete hörbar aus. „Sag mir nicht, wie ich mich verhalten soll. Nicht jetzt, nicht hier.“ Die Stimme klang mühsam beherrscht.

So sehr sie sich auch bemühten, sie verfielen doch immer wieder in alte Verhaltensmuster.

„Ich geh schon vor ins Café“, sagte Angie und stapfte davon.

Leere Kaffeetassen, Weingläser mit Rotweinresten, Überbleibsel von Butterbrezeln, Kaffeeflecken auf dem weißen Tischtuch. Die Trauergäste hatten sich verabschiedet, auch Stefan war weg, er musste noch arbeiten. Christine saß erschöpft neben ihrer Mutter und starrte vor sich hin. Eine Kellnerin war dabei, den Tisch abzuräumen, und die Wirtin brachte ihnen die Rechnung. Angie warf einen Blick darauf und seufzte.

Christine griff nach dem Beleg. „Ja, so eine Trauerfeier kann teuer sein“, meinte sie und holte ihren Geldbeutel hervor.

„Ich zahle es dir zurück, ich bin nur gerade knapp bei Kasse“, sagte Angie

„Nein, ist gut, ich bezahl das jetzt. Aber wegen der Beerdigungskosten müssen wir uns noch zusammensetzen.“

„Ja, ja, du machst das schon, du bist ja hier die Bankerin“, sagte Angie nur.

Christine stand auf, um zu bezahlen, bevor ihr eine weitere bissige Erwiderung einfallen konnte. Als sie zurück zur Tafel kam, lag ein weißer Briefumschlag auf dem Tisch.

„Was ist das?“

„Das ist für dich“, sagte Angie.

Christine blickte ungläubig auf die saubere Schrift ihrer Großmutter. Vielleicht ein Testament? Es sah eher aus wie ein persönlicher Brief. Sie suchte im Gesicht der Mutter nach Antworten.

„Mutter hat mir den Brief gegeben, als ich sie das letzte Mal besucht habe.“

„Was? Wieso hat sie ihn mir nicht selbst gegeben?“

Angie zuckte mit den Schultern. „Ich wünschte, sie hätte mir geschrieben. Aber wir waren ja nicht so eng.“

„Wann hat sie dir den Brief gegeben?“

„Vor einer Woche ungefähr.“

„Okay. Danke, das kommt überraschend.“

„Aber wenn etwas übers Erbe drinsteht, will ich es wissen“, sagte Angie.

Christine schnappte sich den Brief und lief hinaus.

# Vier

Liebe Christine,

weißt du noch, wie du als Kind immer auf Schatzsuche warst? Überall hast du gesucht: im Obstgarten, im Keller, im Wald. Du warst davon überzeugt, dass irgendwo ein Schatz versteckt sein musste.

Du hast Karten gezeichnet und gebastelt, manchmal habe ich eine alte Blechdose mit Goldtalern aus Schokolade für dich versteckt.

Wenn ich dich heute ansehe, sehe ich oft noch das kleine Mädchen vor mir, das mit der Schaufel in der Hand auf Schatzsuche geht.

Oft bemerke ich eine Unruhe an dir. Sie folgt dir wie ein Schatten. Was suchst du? Einen Mann, eine bessere Anstellung? Du erzählst manchmal, dass du gerne wieder in die Heimat ziehen möchtest. Ist das das Richtige für dich?

Ich wünsche dir, dass du findest, wonach du suchst.

Aber ich schreibe dir nicht, um gute Ratschläge zu geben. Es ist an der Zeit, dir etwas anzuvertrauen. Du wirst mich verstehen. Es ist mein Erbe für dich und mein letzter Wunsch, den du mir erfüllen sollst.

Ein Schatz wartet auf dich. Mein kostbarster Besitz: mein Herz. Dieser Brief ist eine Schatzkarte zu meinem Geheimnis. Unter der alten Truhe in meinem Schlafzimmer ist eine lose Diele. Sie lässt sich entfernen und öffnet einen Hohlraum. Darin verstecke ich eine kleine Schachtel mit Briefen.

Es sind Liebesbriefe an meine große Liebe, Wilhelm. Mein letzter Wunsch ist, dass du die Briefe zu ihm bringst.

Ich habe ihm unsere Geschichte aufgeschrieben. An jeden Augenblick erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen. Das, was ich nie gewagt habe, soll nun deine Aufgabe sein.

Mein Herz und die Briefe gehören ihm.

Zurzeit denke ich sehr oft an Wilhelm, er war immer und ist bis heute meine große Liebe. Ich weiß, du hast jetzt viele Fragen. Einige werden in den Briefen beantwortet.

Falls Wilhelm verstorben ist, leg die Briefe auf sein Grab. Sie gehören zu ihm, genau wie mein Herz. Bitte tu das für mich, es ist mein einziger und letzter Wunsch.

Ich weiß, du bist mutig genug, um ihn mir zu erfüllen.

Deine Oma

P.S. Wilhelms letzte Adresse findest du auf den Briefen. Das Geld, das ich beigelegt habe, ist für die Reise gedacht.

Christine starrte auf die vertraute, ordentliche Schrift ihrer Großmutter. Mit allem hatte sie gerechnet, aber nicht mit einem solchen Geständnis. Warum hatte ihre Großmutter nie etwas von diesem Wilhelm erzählt? Den Brief im Schoß, startete Christine das Auto. Konnte das sein? Ein anderer Mann - eine geheime Liebesgeschichte? Das passte doch gar nicht zu ihrer sonst so korrekten Großmutter. Bisher hatte Christine geglaubt, dass ihr Großvater Peter die große Liebe ihrer Oma gewesen war.

Sie musste unbedingt mehr erfahren! Christine gab Gas und raste zum Gehöft ihrer Großmutter, das am Ende eines Feldwegs etwas abseits vom Ort lag. Sie parkte in der Einfahrt und sprang aus dem Wagen. Kramte nach dem Hausschlüssel in ihrer Handtasche, schloss die Tür auf und machte Licht im Flur.

Die Holzterrappe, die nach oben in das Schlafzimmer ihrer Großmutter führte, knarrte vertraut. Vor zwei Wochen hatte sie hier oben das letzte Mal gelüftet, es roch muffig. Die weiße Decke war ordentlich über das Bett gebreitet, so als könnte ihre Großmutter jederzeit zurückkommen. Unter dem Fenster stand die alte, braune Schwarzwälder Holztruhe. Ein Muster aus blauen und roten Blumen rankte sich auf ihrer Vorderseite.

Plötzlich erinnerte Christine sich wieder, welche Magie die große Kiste früher auf sie ausgeübt hatte. Sie hatte wirklich geglaubt, darin einen Schatz zu finden, und hatte sich mit Begeisterung durch den Inhalt gewühlt: Tischdecken, Bettwäsche und Kissenbezüge. „Gruschteln“ war eine von Christines Lieblingsbeschäftigungen gewesen.

Nun verbarg die Truhe tatsächlich einen Schatz. Christine konnte es kaum erwarten und versuchte mit aller Kraft, die Truhe zu verschieben, doch die war schwer wie ein volles Fass Bier und bewegte sich kaum.

Christine hob den Holzdeckel an und lehnte ihn gegen die Wand. Hastig räumte sie die Hälfte des Inhalts aus der Truhe heraus und verteilte ihn auf dem Boden um sich herum. Jetzt ließ sich die Kiste knirschend verrücken. Mit klopfendem Herzen tastete Christine den Boden ab, bis sie das wacklige Stück Holz fand und es anhob. In einem Hohlraum darunter lag tatsächlich eine Schatulle, bedeckt von einer dicken Staubschicht.

Sie holte die Schatulle aus ihrem Versteck und setzte sich im Schneidersitz auf den Boden, mitten in das Chaos. Der Schatz. Sie blies den Staub von dem Kästchen und sah, dass es mattsilbern war. Christine öffnete den Verschluss mit zitternden Händen. Ein Stapel Briefe, von einem blauen Samtband zusammengehalten. Sie löste es und ein Kribbeln breitete sich in ihrem Bauch aus, als wären die Briefe an sie adressiert. Wohin würde ihre Großmutter sie schicken?

Als sie die Adresse auf dem ersten Umschlag las, stutzte Christine. Sie blätterte die Briefe durch und entdeckte, dass die Adresse sich nicht änderte. Der Ort, an dem Wilhelm wohnte, blieb gleich. Das konnte doch nicht Elisabeths Ernst sein!

Lieber Wilhelm,

wie eine Liebesgeschichte ausgeht, weiß man erst, wenn man am Ende des Buches angelangt ist. Wie unsere Geschichte angefangen hat, möchte ich nun hier aufschreiben - für dich. Denn sie ist noch in meinem Kopf, als wäre das alles erst gestern gewesen.

Unsere Geschichte beginnt an einem verregneten Samstagnachmittag Ende März. Ich brauchte ein Kleid für die Hochzeit meiner Schwester und ging mit Mutter in die Stadt. Als wir die Stufen zur Schneiderei Karp hinaufstiegen, war ich sehr aufgeregt. Ein neues Kleid! Die Klingel an der Tür kündigte uns an, und das Rattern der Nähmaschine stoppte. Es roch nach Filz, Staub und Lavendel. Deine Mutter kam auf uns zu und begrüßte uns. Sie war klein und stämmig, hatte ihr Haar zu einem Dutt gebunden. Ihre Stimme klang tief und leicht heiser. Sie musterte mich von oben bis unten mit diesem strengen Blick aus ihren dunklen Augen.

„Das Mädle wächst wie Unkraut und ist so eine Bohnenstange“, sagte meine Mutter zu ihr, es klang entschuldigend.

„Ha, groß bisch halt, da finde mer schon das Richtige“, sagte Frau Karp.

Während die beiden über Stoffe und Preise diskutierten, blickte ich mich um. Ich sah graue, blaue und schwarze Stoffballen in Regalen, die die Wände bis zur Decke bedeckten. Auf anderen Brettern standen Gläser voller bunter, schimmernder Knöpfe. Auf dem hölzernen Ladentisch thronte eine silberne Kasse.

Deine Mutter rief „Wilhelm!“ in den Nebenraum.

Keine Antwort.

Sie rief erneut nach dir: „Wilhelm, jetzt kommsch mal!“

Ruhig kamst du hereingeschlendert, in der Hand ein Buch, das du langsam auf dem Ladentisch ablegtest. Schwarze Locken fielen in deine Stirn. Ich hatte noch nie so schönes, rabenschwarzes Haar gesehen und starrte dich an. Du starrtest zurück, der Blick deiner dunklen Augen kam aus einer anderen Welt. Mir wurde heiß und kalt. Deine Mutter schüttelte den Kopf über dich. Aber dich kümmerte es nicht. Träge nahmst du dir einen Bleistift.

„Entschuldiget Sie, mein Sohn ist ...“

„... am Studieren“, beendetest du den Satz.

Deine Mutter warf dir einen scharfen Blick zu, und widerwillig hattest du mit deiner Arbeit begonnen. Ich stellte mich auf den Sockel, und Frau Karp nahm meine Maße. Meine Wangen glühten, ich konnte deinen Blick auf mir spüren, während du aufschriebst, was deine Mutter diktierte.

Als ich aufblickte, sahst du mich noch immer an, betrachtetest mich ungeniert. Ich hatte dich vorher noch nie gesehen. Ich kannte deinen Bruder Andreas, der sonst in der Schneiderei half. Du zogst deine Kreise um mich, langsam, wie in einem spielerischen Tanz. Mein Herz flatterte. Ich sah weg, ich sah wieder zu dir hin, musste wieder wegsehen. Als sich schließlich unsere Blicke trafen, hielt ich dem deinen einen Moment stand. Darin lag ein Lächeln.

In der Nacht, die folgte, und all den anderen Nächten, konnte ich nicht schlafen. Mein Herz war unruhig und ich wartete auf eine Gelegenheit, zurück in die Schneiderei zu gehen - nur um dich wiederzusehen.

Dann brachte Mutter das Kleid nach Hause. Es war perfekt. Nachtblauer Samt, hochgeschlossen und enganliegend an der Taille. Ich schlüpfte hinein, und Mutter nickte zufrieden. Ich blickte in den Spiegel und erkannte mich kaum wieder. Etwas war anders an meinem Gesicht, ein strahlender Glanz, ich sah älter aus als fünfzehn. Das Kleid schmiegte sich an meinen Körper wie eine zweite Haut. Die Farbe brachte mein blondes Haar zum Leuchten, und ich fand mich hübsch.

Mutter sagte, ich sollte es ausziehen und runterkommen zum Mittagessen. Sie ließ mich allein. Ich drehte mich im Kreis, machte ein paar Tanzschritte. Sah meine roten Wangen im Spiegel und lächelte mir selbst zu. Da rief Mutter von unten.

Als ich das Kleid über den Kopf zog, spürte ich, wie mich etwas am Rücken kratzte. Eine vergessene Stecknadel?

Tatsächlich, da stand eine Nadel hervor. Und unter ihr knisterte Papier. Mit blauem Faden und hastigen Stichen war ein Zettel in das Futter eingenäht. Klopfenden Herzens löste ich ihn. Du wolltest mich treffen, Wilhelm. In dem verwilderten Obstgarten am Weiher, schriebst du, darunter Datum und Uhrzeit.

Du hattest das eingenäht, Wilhelm, du hattest das riskiert damals. Um mich wiederzusehen. Bei dem Gedanken erschlug mich beinahe mein Herz.

Du wolltest mich wiedersehen.

Ich konnte es kaum erwarten.

Deine Elisabeth

Christine ließ den Brief in ihren Schoß sinken. Reglos saß sie inmitten ihres Chaos auf dem Fußboden. So viele Jahre war es her, dass der Brief geschrieben worden war, trotzdem hatten die Worte sie fortgetragen, in die Liebesgeschichte ihrer Großmutter. Doch nicht allein das wühlte sie auf. Sie starrte auf die Adresse auf dem Umschlag. Wilhelm wohnte in Montreal.

Montreal, Quebec.

Ihre Großmutter schickte sie nach Kanada.



Wie konnte ihre Großmutter von ihr verlangen, nach Kanada zu reisen – jetzt, wo sich Christine gerade wieder in Schutzzingen eingelebt hatte? Montreal ... Sprachen sie dort nicht Französisch? Christine konnte kein Französisch. Und was wusste sie schon über Kanada?

Wahrscheinlich genauso wenig wie von ihrer Großmutter, die dieses Geheimnis um Wilhelm für sich behalten hatte - ihr Leben lang.

Christine stand auf und schüttelte ihre Beine aus. Dabei wanderte ihr Blick zu den Familienfotos auf der Kommode.

Sie ging näher heran und suchte ... ja, was? Ein Anzeichen von Unglück in den Gesichtszügen der Oma? Eine Spur von Liebeskummer? Doch ihre Großmutter lächelte auf jedem der Fotos, das Haar ordentlich zurückgekämmt, so, wie Christine sie kannte - korrekt und fleißig.

Christine nahm das Bild in die Hand, das die Eheleute in einem Restaurant zeigte. Sie saßen nebeneinander und lächelten in die Kamera. Der Großvater schon ganz ergraut, das blonde Haar der Oma noch mattgolden und hochgesteckt. Auf dem Tisch vor ihnen Kaffee und Kuchen. Das Foto musste vor seinem Schlaganfall aufgenommen worden sein. Sie kannte ihren Großvater Peter nur im Rollstuhl, er war halbseitig gelähmt gewesen, und ihre Großmutter hatte ihn gepflegt, bis er starb. War es möglich, dass die zwei sich gar nicht geliebt hatten? Christine hatte ihre Großeltern immer als harmonisches Paar gesehen. Sie versuchte, sich an Begebenheiten zu erinnern, die etwas anderes hätte beweisen könnten. Nichts.

Christine blätterte durch das Bündel Briefe, ein Foto, sepiagetönt, das einen jungen Mann zeigte, fiel heraus. Er wirkte sehr jungenhaft. Unter seinem Hut lugten schwarze Locken hervor. Seine hohen Wangenknochen und sein weicher Mund gaben ihm eine edle Schönheit. Die Augen blickten Christine geradeheraus an. Das musste Wilhelm sein. Christine drehte das Bild um, ja, sein Name stand auf der Rückseite, mit Bleistift geschrieben.

Christine legte das Foto zurück. So wenig hatte sie von den Gefühlen ihrer Großmutter gewusst - nun war sie eingeweiht in ihr intimstes Geheimnis. Wie oft hatte sie als Kind bei ihrer Oma übernachtet oder war nach der Schule direkt zu dem Hof gelaufen. Fast ihre ganze Kindheit hatte sie hier verbracht – zumindest die glücklichen Tage. Die

Großmutter half ihr bei den Hausaufgaben. Es gab immer pünktlich Essen und obwohl der Großvater viel Hilfe brauchte, hatte Christine immer die volle Aufmerksamkeit ihrer Großmutter bekommen. Auf einmal war ihre Kindheit wieder zum Greifen nah. Christine hatte Dichterin werden wollen und Verse in ein Schulheft geschrieben. Sie lächelte bei dem Gedanken. Damals hatte ihre Großmutter sie unterstützt und ihr Bücher wie Das große Reime-Buch, Schreiben mit Stil und Der große Brockhaus geschenkt. Neben dem Dichten waren Pferde Christines große Leidenschaft als Teenager gewesen. Ihre Großmutter kaufte ihr Vorhänge mit Pferdemotiven für ihr Jugendzimmer. Sie bezahlte ihr die Reitstunden und brachte sie zum Training, kam als Zuschauerin zu den Vereinsturnieren. Nie hatte sie Christine eine Bitte abgeschlagen - und es auch klaglos akzeptiert, als die Enkelin die Reiterstiefel an den Nagel hing. Denn die Pferdephase war irgendwann vorbei gewesen. Großmutter hatte nie Nein gesagt. Nun hielt Christine ihren letzten Wunsch in den Händen - und es lag an ihr, der Oma diesen zu erfüllen und nach Kanada zu reisen.

## Fünf

Lieber Wilhelm,

ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen, als ich mich mit klopfendem Herzen auf den Weg zu unserem ersten Treffen gemacht habe. Den Garten, von dem du schriebst, kannte ich nicht, du beschriebst ihn mir. Er lag direkt am alten Weiher am Rande von Schutzingen, verborgen durch Holunderbüsche und Schlehenhecken. Das rostige Tor stand offen. Als ich es durchschritt, war mir, als ob ich eine andere Welt betrat. Ich lief durch das kniehohe Gras. Zwei Reihen standen sich gegenüber, eine aus alten Zwetschgenbäumen und eine aus krummen Mostapfelbäumen, ganz hinten ein großer, mächtiger Apfelbaum mit schwarzem, dickem Stamm. Es war, bis auf den Gesang von ein paar Vögeln, still. Die Sonne ging unter, rosa schimmerte der Himmel. Ich kam mir vor wie in einem Traum.

Als ich dich sah, brach in mir ein Feuer aus. Du saßest lesend unter dem großen Apfelbaum, ganz ruhig wartend. Ich ging auf dich zu, noch hattest du mich nicht gesehen. Meine Beine fühlten sich an, als würden sie jeden Moment nachgeben und wegnicken. Selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich jetzt nicht flüchten können, von dir ging eine Anziehung aus. Ich wollte zu dir, wollte wissen, wer du warst, warum mein Herz in deiner Nähe raste wie verrückt.

Dann blicktest du mir entgegen. Deine Augen funkelten, du bist aufgesprungen und auf mich zugelaufen.

Vor Nervosität brachte ich kein Wort heraus, aber du nahmst mit einer Leichtigkeit meine Hand und sagtest: „Grüß dich, Elisabeth.“ Und: „Ich wusste, du würdest kommen.“ Als ahntest du, dass ich den ganzen Tag mit mir gerungen hatte. Ich lachte etwas verlegen und blickte zur Seite.

„Das ist ein schöner Platz“, sagte ich schließlich. Du batest mich, mich zu dir unter den Baum zu setzen, und erzähltest mir dann, dass der Garten dein geheimes Versteck sei. Du kamst oft hierher, um in Ruhe zu lesen, um den vorwurfsvollen Blicken deiner Mutter zu entgehen. Du fragtest mich, ob ich auch gerne lese.

„Bei uns im Haus gibt es außer der Bibel keine Bücher, Wilhelm“, sagte ich.

Du blicktest mich an, ich konnte es spüren, auch wenn ich aus Verlegenheit wegsah und in die Krone des alten Apfelbaumes hinaufblickte.

„Das ist ein Jakob-Fischer-Apfelbaum“, sagte ich. Als du nichts erwidertest, fuhr ich fort: „Ich erkenne es an dem schwarzen Stamm und daran, dass er immer vor den anderen Bäumen Knospen hat. Wir haben auch so einen, auf dem Hof.“

Du schautest mich aufmerksam an, bewundernd. Ich wurde rot.

„Das habe ich nicht gewusst“, antwortetest du und fordertest mich auf, dir mehr über Äpfel zu erzählen. Ich lachte. Als ob ich so viel zu sagen hätte. Aber du wolltest es wissen. Also erklärte ich dir, dass die anderen Bäume Mostäpfelbäume seien und dass die Früchte des Jakob-Fischer süß und säuerlich zugleich schmeckten. Dass es eine wilde Apfelsorte sei, die ein Bauer durch Zufall entdeckt habe. Seither war diese Sorte nach ihm benannt.

Wir saßen nebeneinander und berührten uns nicht. Die dunkelblaue Dämmerung zog langsam heran, während wir plauderten. Du fragtest nach der Arbeit auf dem Hof, nach meinem bedeutungslosen Leben.

Du fragtest mich, ob du mir vorlesen dürftest, aus deinem Buch.

Ich sagte Ja und lauschte einem Gedicht in altertümlichem Deutsch, an das ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann. Aber der Klang deiner Stimme ist noch gegenwärtig. Warm hüllte sie mich ein wie eine Decke. Die Worte sprachst du aus wie etwas sehr Kostbares und deine Stimme berührte mich in meinem Herzen. Ich wollte dich wiedersehen, Wilhelm.

Deine Elisabeth

Der Brief offenbarte eine so zarte Seite ihrer Großmutter. Sie dachte an den Obstgarten ihrer Großmutter, der etwas außerhalb lag. Handelte es sich um denselben Ort, an dem sie Wilhelm damals getroffen hatte?

Wie konnte das sein?

Christine hatte sich auf das Bett gesetzt. Wie im Rausch hatte sie Brief um Brief, Seite um Seite gelesen. Ihre Augen brannten, doch sie konnte

nicht aufhören, sich nicht lösen. Öffnete mit klopfendem Herzen einen Umschlag nach dem anderen, bangte, hoffte, hielt den Atem an und verschlang alles wie ein spannendes Buch. Vorsichtig faltete sie jeden Brief wieder zusammen und steckte ihn nach dem Lesen zurück.

Erst jetzt bemerkte sie, dass sie einen völlig steifen Nacken hatte. Sie stand auf, streckte sich und gähnte. Christine beschloss, auf den Dachboden zu steigen, um nach alten Fotoalben zu sehen. Vielleicht gab es Spuren, weitere Fotos von Wilhelm, irgendwas?

Auf dem Speicher roch es nach Staub. Kisten stapelten sich, doch Christine wusste genau, wo die alten Familienalben waren. In der Ecke neben der Mostpresse. Kurzerhand legte Christine die Fotoalben in eine Kiste und schleppte alles nach unten ins Schlafzimmer.

Vor dem Fenster dämmerte bereits ein neuer Tag. Hatte sie wirklich die ganze Nacht gelesen? Egal.

Christine blätterte durch die Fotoalben und erinnerte sich. Geburtstage, sie selbst als kleines Kind, Angie in Latzhose. Das war nichts Neues.

Sie war auf der Suche nach ... was? Sie wusste es nicht. Hinweise, die ihr die Entscheidung erleichtern könnten, sich nach Montreal aufzumachen. Die Briefe auf diese Reise mitzunehmen und an Wilhelm zu übergeben. Sein Grab aufzusuchen, falls dieser nicht mehr lebte.

Ihr Blick wanderte wieder zu den Briefen und ein Schauer kroch über Christines Rücken. Aus jeder Briefzeile ihrer Großmutter sprach eine unendliche Liebe, die fast greifbar im Raum hing. Hatte Großmutter sie in diesem Zimmer verfasst? Wie traurig musste sie gewesen sein bei dem Gedanken, dass Wilhelm ihre Zeilen womöglich nie lesen würde.

Christine trat ans Fenster und blickte auf den Morgennebel, der draußen über den Feldern hing. „Oma“, flüsterte sie wie ein Gebet. „Ich werde es tun - mich auf den Weg zu Wilhelm machen, für dich.“ Als Hauch hing ihr Versprechen in der Luft und Christine war es, als hätte ihre Großmutter sie gehört.

Als Stefan ein paar Stunden später anrief, war sie wie gerädert. Sie hatte nicht richtig schlafen können, nur in ihrer Wohnung vor sich

hingedöst. Sofort nach der Begrüßung wollte Christine ihm von den Briefen erzählen, doch er fiel gleich mit der Tür ins Haus.  
„Meine Eltern laden dich zum Mittagessen ein“, verkündete er.  
Auf einmal war Christine hellwach. „Was, wann?“  
„Heute, wenn das nicht zu spontan ist. Also, was sagst du? Schaffst du das?“  
„Ja, klar, ich muss mich nur richten.“  
„Okay, zieh dir was Hübsches an, ich hole dich in einer halben Stunde ab.“ (...)

**"Deine Stimme in meinen Träumen" erscheint am 27.  
November 2018 im FeuerWerke Verlag.**

Hier kannst du den Roman demnächst vorbestellen und bekommst ihn pünktlich auf deinen Kindle geliefert:

<https://amzn.to/2DsswGC>

Mehr zur Autorin finden Sie auf

[www.elkereinauer.de](http://www.elkereinauer.de) und

<https://www.facebook.com/JoannaMartinYukon/>

<http://www.feuerwerkeverlag.de/unsere-autoren/Joanna-martin/>

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:

[www.feuerwerkeverlag.de/newsletter](http://www.feuerwerkeverlag.de/newsletter)